Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 29

Artikel: Gottfried Keller [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639779

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Da können wir helfen", tröstete der Marquis und ließ den Knaben wieder absteigen. Dann schauselte er mit der Linken das Holztier und half jenem mit der ansdern abernals hinauf, während das Pferd sich in Schwingung befand. Die Augen des königlichen Kindes bekamen Glanz. "So kann es niemand wie Sie", lobte er fröhlich.

Der andere begann ihn zu lehren. Wie er die Schenkel zu schließen, wie er frei und leicht auf dem Pferderist den Sitz zu nehmen habe, wie man die Zügel halte und wie man ein wirkliches Tier zum Trab und zum Galopp bringe. Er, der weit mehr Soldat als Höfling war, geriet in Eifer. Er erzählte von den Eigenschaften edler Pferde und suchte im Spiese an dem ungesfügen Holzwerk das Wesen eines solchen zu verdeutlichen. Er schaukelte den Knaben, langsam zuerst, dann hastiger.

"Nicht zu wuld, Marquis", schrie das Kind lachend. Dabei verlor es den einen Steigbügel und schwankte etwas zur Seite, wurde aber von de la Hase mit raschem Griff gehalten.

"Das muß alles gelernt sein, Hohekt", ermunterte der Marquis. Er glaubte aus dem fürstlichen Zärtling einen Reiter wohl machen zu können. Ja, sein Ehrgeiz ging weiter. Er bewunderte das kluge Kind und, was an ihm lag, sollte geschehen, um den Thronerben Frankereichs zu einem Manne zu erziehen.

"Mut", sprach er ihm wieder zu. "Zuweilen bodt ein solcher Gaul. So zum Beispiel!" Er gab dem Holztier so heftigen Schwung, daß es sich beinahe überschlagen hätte.

Des Herzogs Mund preßte sich zusammen. Die farblosen Wangen röteten sich, ein kaum merkbares Zucken der Nasenflügel deutete auf ein wenig tapfer verhehlte Anglt.

"Das geht ja herrlich", lobte de la Haie, vor Ansstrengung keuchend, "bald können wir es auf einem wirkslichen Tiere versucken."

Da hob sich das Kind im Bügel. "Ja", rief es, in Stolz aufleuchtend.

Es war sett Ernst in das Spiel gekommen. In diesem Augenblick aber — geschah es durch einen Mikgriff de la Haises, einen plöklichen Ruck, den das Spielzeug erfuhr oder einen Schwindelanfall des Herzogs — fiel der Knabe plökslich hintenüber und stürzte, sich überschlagend, schwer auf den steinernen Boden. Der Marquis wurde weiß wie der Tod. Seine Puderperücke verschob sich, so rasch und hastig spvang er nach hinten.

Der Herzog lag reglos da.

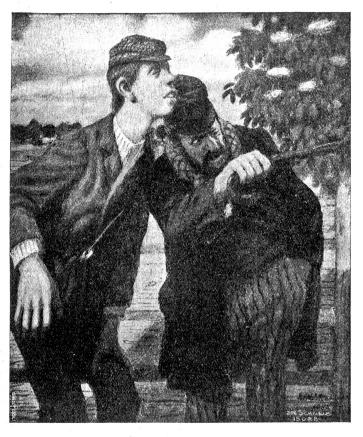
Der Erziehr beugte sich zu ihm. Er griff mit zitternden Sänden nach dem schwarzlodigen Haupte.

Da schlug der Knabe die Augen auf. Ein wenig verwirrt schaute er um sich. "Mein Gott", stammelte de la Saie. "Mein Gott!"

Das Kind erkannte ihn und schaute ihn so voller Güte und so voller Schmerz an, daß es ihm den Atem verschlug.

Er hob den Gestürzten auf, der ächzend und fraftlos in seinen Armen lag.

"Saben Sobeit sich weh getan?" fragte er und trug.



E Würtenberger: Die Stromer.

den Berzog nach einem der Wandstühle. Einer Mutter Stimme konnte nicht zärtlicher und ängstlicher klingen.

"Es tut sehr weh", antwortete der Knabe.

De la Saie betastete den garten Rörper.

"Ich bin wie gebrochen", klagte der Herzog leise. Der andere stöhnte wie ein Tier, dem ein Spieß im Leibe sitzt. "Ich werde Sie zu Bett bringen. Ich werde den Arzt holen, ich werde —"

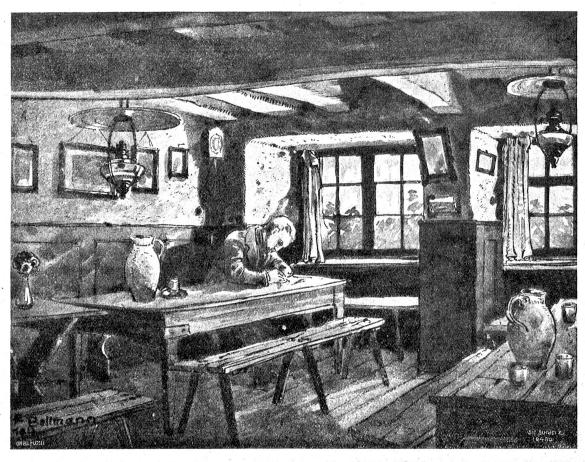
Er stockte. Es überlief ihn kalt. Erst jest kam ihm zum Bewußtsein, daß er an dem Unglück schuld war und daß er die Verantwortung tragen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Reller.

Ju seinem hundertsten Geburtstage, 19. Juli 1819. (Schluß.)

Bon Seidelberg sette der min Dreißigjährige den Wansderstab weiter und zog, da sein Vildungstrieb wegen der Revolution von 1848 in der badischen Stadt nicht ganz aus seiner Rechnung gekommen, er auch in der Liebe zu einer dortigen Prosessochter unglücklich geblieben war, 1850 nach der preußischen Sauptstadt Berlin, auch dort zunächst noch im Genuß eines Zürcher Staatsstipendiums. Besonders das Theater locke ihn dorthin; er wollte ja ein rechter Dramatiser werden und in der ersten Zeit besuchte er mit Eiser und Begeisterung viele Vorstellungen alter und neuer Stücke, machte gründliche Studien über das Gesehene und beschäftigte sich lange mit eigenen dramatischen Plänen, aus denen aber nie etwas Rechtes geworden ist. Fast sechs Jahre ist Keller in Berlin geblieben; er war viel für sich, und wenn er Gesellschaft aufsuchte, so waren es eher Schweizer



E. Bollmann: Aus der "Oepfelchammer" im Rindermarkt in Zurich. Die von Gotifried Keller vielbesuchte Wirtsstube.

als Deutsche. Er machte eine innere, ziemlich rätselhafte Entwicklung durch; so nennt er später die Berliner Zeit "seinen Buhort, seine Gramspelunke und Korrektionsanstalt". Auch äußerlich gestaltete sich sein Leben sehr schwierig, ähnelich wie in München; er hatte, als das Stipendium verzehrt war, keine Mittel mehr; auch die Mutter, die ihm noch einemal mit einer Hypothek auf ihr Haus zu Hilfe kam, wollte und konnte er nicht länger in Anspruch nehmen und ließ sie in strässicher Weise fast zwei Jahre lang ohne Nachricht über sein Schicksal. Daß er seines Unrechts bewußt war und sie keineswegs vergessen hatte, zeigt ein ergreisendes Gebicht, das man in seinem Nachlaß fand; er schrieb es in jenen dunkeln Tagen, sandte es aber nicht an die Arme, die inbessen bekümmert zu Hause sahe veres an die Wutter brachte der Niedergeschlagene einen Brief an die Mutter zustande.

In Berlin hat nun aber Keller doch seinen wahren Beruf gefunden: er ist zum Erzähler geworden; sein "Grüner Heinrich" und die Seldwyler Geschichten sind, wenigstens in ihrer ersten Fassung, dort in der Fremde entstanden; sie beweisen, daß er sein Leben damals doch nicht, wie es einem oberflächlichen Beobachter erscheinen möchte, müßig versträumt hat. Auch andere seiner Werke, die erst viel später, als er berühmt geworden war, herausgekommen sind, gehen in ihrer Entstehung auf jene fruchtbare, wenn auch schwere Zeit zurück.

Die ersten Erzählungen Rellers, unter viel Mühsal innerer und äußerer Art zur Welt gebracht, fanden noch nicht großen Absat; es dauerte zum Beispiel zwanzig Jahre, bis eine neue Auflage der "Seldwyler" notwendig wurde; aber sie trugen ihm doch die Anerkennung literarischer Männer von Bedeutung ein, in deren Kreisen er gern gesehen und zu weiterem Schaffen, auch auf kritischem Gebiet, ersmuntert wurde; so schrieß er damals eine Reihe Aussiche

über seinen berühmten, aber ihm politisch entgegengesetzten Landsmann Ieremias Gotthelf, den er in seiner Aritiknicht schonte, für dessen große Bedeutung als "Shakespeare des Bauernlebens" er aber volles Berständnis zeigte. Als er endlich 1855 in die Heimat zurückehrte, brachte er Bieles mit sich: das Bewußtsein seines Könnens auf einem bestimmten Gebiet, einen angesehenen Namen als Schriftsteller; auch hatte er gute Freunde und ein erweitertes Berständnis für das deutsche Geistesleben gewonnen, das er zeitlebens hochgehalten hat. Das Beste war ihm aber aus früherer Zeit geblieben: seine ehrliche, aufrichtige Gesinnung, die alles Unehrenhafte und Schwächliche von ganzer Seele habte und dem Gegner männlich entgegentrat, dazu ein derber Humor und endlich die tiese Liebe zum Baterland.

Die Schweiz hatte in seiner Abwesenheit große Beränderungen durchgemacht; aus einem Butschländchen mit Freischarenzügen und Sonderbund war der nagelneue Bundesstaat geworden, der bei Einheimischen und Ausländern aufrichtige Bewunderung fand. Reller richtete sich mit Behagen in den neuen Berhältnissen ein; er lebte nun als "freier Schriftsteller" in Zürich, immer noch zu Gaste bei der alternden Mutter und der zu einer etwas grämlichen Jungfer gewordenen Schwester Regula, die sich treulich des berühmten, aber immer noch wenig oder nichts verdienen= den Sohnes und Bruders annahmen und sich für ihn mühten. Denn Keller war kein fleißiger Schriftsteller, besonders damals nicht. Er schrieb wohl einige Zeitungsartikel und sette in Berlin begonnene Arbeiten fort; aber erschienen ist in jenen Jahren gar nichts größeres von ihm. Biel lieber gab er fich einer froben Gefelligfeit mit geistreichen Schweizern und Ausländern wie Richard Wagner, Semper, Fr. Th. Bischer, Bächtold und anderen hin und war ein guter Renner des Zürcher Landweins und sonstiger gediegener Sorten in Garten= und Zunftwirtschaften, die durch ihn eine bis heute andauernde Berühmtheit erlangt haben. (Siehe nebenstehende Ab-

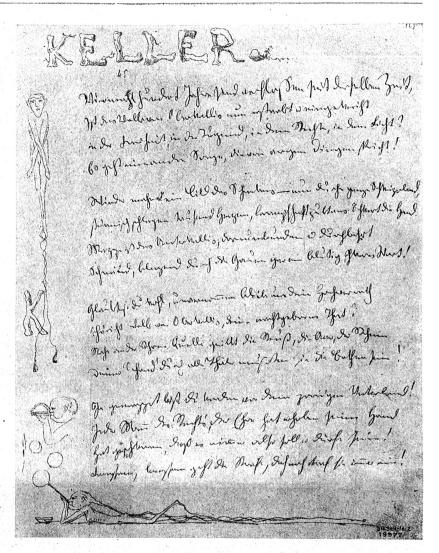
bildung "Die Depfelchammer".)
Sethst seine Freunde fanden nun, er sei in Geschr, ganz zu verdummeln; sie fanden auch den Weg, um ihn aus diesem gesährlichen Geleise herauszubringen: er sollte eine bürgerliche Existenz begründen, seinen sicheren Verdienst erhalten und in dem sesten Rahmen eines Amtes seinen Mann stellen. Als 1861 die Stelle eines zürcherischen Staatsschreibers frei war, ermunterten sie ihn zur Anmeldung, und er wurde — nicht ohne Widerspruch von Leuten, die ihn dieses Amtes für unwürdig oder unsähig hielten — gewählt. Es scheint nun, daß der radikale Wechsel in der Lebenseweise eine ausgezeichnete Wirkung auf Keller ausgeübt hat. Er wurde bald ein sleißiger und pünktlicher Arbeiter, der von sich und seinen Untergebenen im Dienste des Staates tüchtig Lesstungen bersonde und erzielte

tüchige Leiftungen verlangte und erzielte.
Reller blieb von 1861—1876, also fünfzehn seiner besten Mannesjahre im Staatsdienst, und seine Zeit war durch sein Amt sast ganz ausgefüllt. Oft arbeitete er noch Sonntags und während einer Reihe von Jahren nahm er nicht einmal einen längeren Ferienurlaub. Nur abends gönnte er sich den gemütlichen Berkehr mit den alten Freunden, und allersei Geschichten, die in Zürich über den Staatssschreiber und Dichter ungingen, deweisen, daßer noch kein Asket geworden war. Aber er hielt aus und setzte seine ganze Kraft an die Ersüllung seiner prosaischen Ausgabe, wenn es ihm auch in seinem "papierenen Tempel", der mit allersei Gesehen und Berordnungen tapeziert war, oft langweilig genug vorkommen mochte. Dafür hatte er die Genugtung, daßihn sein Amt an regelmäßige Arbeit und Lebensssührung gewöhnte. Auch hatte er der alten Mutter wenigstens noch sür ihre letzten Jahre in der geräumigen Amtswohnung, die ihm angewiesen wurde, ein würdiges Ashi

bieten dürfen und sie starb mit dem Gefühl, daß aus ihrem Sorgenkinde doch noch etwas Rechtes geworden sei.

Nachdem lange nichts mehr von Keller erschienen war, seine Werke aber immer mehr Freunde gewonnen hatten, fürchteten diese, der Dichter möchte ganz in der Prosa des Amtslebens stecken bleiben. Er gab schließlich ihren Vitten, sich wieder der Muse zuzuwenden, nach und legte als Sieben- undfünfzigiähriger sein Amt nieder. Noch einmal 15 Jahre waren ihm nun zu leben vergönnt; als alternder Mann, immer mehr umgeben und getragen von der Verehrung seiner Mitbürger und vieler Freunde auch im deutschen Ausland, ging er wieder an die dichterische Arbeit. Zu der bereits 1872 erschienenen Novellensammlung "Die sieben Legenden" kamen 1878 die "Zürcher Novellen"; dann arbeitete Keller seinen Jugendroman, den "Grünen Hovellenstranz, "Das Sinngedicht"; dann sammelte und sichtete der gegen die Kinder seiner Muse immer strenger Gewordene seine Gedichte (1883). Das setzte Wert ist "Martin Salander", 1886 erschienen, das Vuch, in dem er sein politisches Vermächtnis und Vesenntnis niederlegte. Ueber den Vorarbeiten zu einem zweiten Vand diese Romans, der nach der Kritis des alten die Ausschiegsen seuen Geschlechts darstellen sollte, ist der über siedzigsährige Wann am 15. Juli 1890 gestorben.

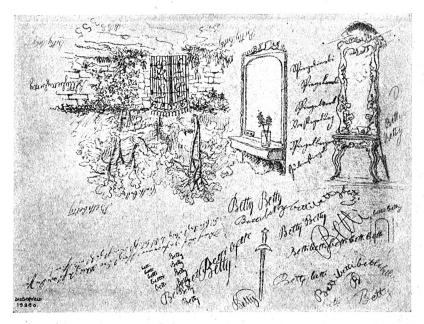
Die letzten Jahre seines Lebens waren von allerlei Wolken beschattet. Keller war, obschon durchaus nicht unsempfänglich für das weibliche Geschlecht und öfters von



Manuskriptseite mit Schluss des fedichtes "Die Mazze" von fottfried Keller; am Rande zeichnerische Schnurrpfeifereien.

warmer Liebe ergriffen, Junggeselle geblieben und seine nun auch alt gewordene Schwester, die ihm den Saushalt führte, machte ihm in ihrer prosaischen Auffassung das Leben nicht gerade traulich. So behielt er seine Neigung jum Wirtshausleben bei, auch darin leider ein echter Schweiger, und mit dem Alter zeigten sich allerlei Beschwerden -Schattenseiten seines Wejens — immer deutlicher. Es ist wohl doch dem regelmäßigen und allzureichlichen Alkohol= genuß zuzuschreiben, wenn sich selbst seine Freunde über seine Reizbarteit und seine Schlechten Launen, ja über ein gefährliches Migtrauen selbst ihnen gegenüber, geschweige denn gegen Fremde beklagten. Reller litt unter seiner kleinen unförmlichen Gestalt, war förperlich schwer beweglich und hatte überdies nie jene spröde Art überwunden, die den Unsertigen in seiner Jugend davor schügen sollte, sich der Umgebung widerstandssos mit seinen Gesühlen hinzugeben. Trat der alte Mann dann einmal aus sich heraus, nachdem er vielleicht lange geschwiegen hatte, so war er leicht am unrechten Orte grob und verletzte selbst Menschen, die ihm in feiner Beise zu nahe getreten waren. Gegen eine Anerkennung seiner Berdienste in Worten, ja fast gegen alle Berehrung, die sich nicht bloß in stiller Unnäherung außerte, verhielt er sich knurrig und ablehnend. Wehe dem jungen Liebhaber seiner Runft, der sich mit der Bitte um ein Autogramm oder dergleichen ihm näherte! Er tonnte sich auf eine Grobheit gefaßt machen.

Diese Schwächen verdunkeln etwas das Bild des Mannes, das wir uns allein nach seinen Werken machen würden;



Zeichnerische Schnurrpfeifereien auf Gottfried Kellers Schreibunterlage aus der Berlinerzeit; "Betty" ist der Vorname der von ihm verehrten Berlinerin Betty Cendering.

denn in diesen offenbart sich nichts Grobes und Verbittertes, vielmehr das zarte Gefühl des reinen Menschen für das Schöne, die Liebe zum Verschupften und Sonderbaren, zum Träumerischen wie zum solid Rechtschaffenen. Da ist keine feucht-fröhliche Zecherpoesie, wie wir sie oft bei Scheffel sinden, sondern eine reine Verkörperung dessen, was unserem Volk im tiessten Grunde für gut und schön gilt, ein edler und durchaus nicht oberflächlicher Optimismus in der Aufsfalsung des Lebens.

Bon dieser Gesinnung sind seine Werke erfüllt; davon wird auch im tiessten Grunde sein Wesen erfüllt gewesen sein; sonst hätte er sich auch in seinem dichterischen Schaffen dem Bessimismus oder dem Naturalismus zugewandt; denn er lebte in einer Zeit, die diese Richtungen eher bevorzugte und durch allersei traurige Erscheinungen des Alltagslebens oft genug Anlaß bot zu düsteren, hoffnungssosen Betrachtungen und einem verächtlichen Arteil gegenüber der Mitwelt. Aber so nahe Keller zum Beispiel im "Martin Salander" an Stimmungen dieser Art herangetreten ist, er hat ihnen nie ganz recht gegeben: der Grunds und Schlußton ist immer die Liebe und der Glaube an das Gute im Menschen und in der Welt.

Das Schönste und Stärkste aber an seinem Wesen ist seine Wahrheitsliebe. Diese bewahrte er nicht nur in seinen Werken, sondern zeitlebens auch in seinem ganzen Berbalten. Gerade sie war es, die ihn oft zu Grobheit und schröffer Ablehnung hinriß. Er war darin eine kerngesunde und starke Natur, daß er nie andern oder gar eigenem Vorteil zuliebe seine Ansicht beugte, sondern er gab sich, wie er war, und aus der Tiefe und Schärfe seines Wesens heraus urteilte und verurteilte er, was ihm an sich selbst, an seiner Umgebung und namentlich auch im öffentlichen Leben nicht gefiel.

Aber diese Wahrheitsliebe ist nicht die fast unerträgliche Scharssichtigkeit eines Ibsen, dem oft die Liebe zu seinen Mitmenschen fast zu fehlen scheint, sie wird bei Keller warm und menschlich durch seinen Humor, der wenigstens in seinen Werken, die Schwächen der Menschen mit einem überlegenen Lächeln, das von innen heraus kommt, betrachtet. Aber auch in seinem Leben hat ihm dieser köstliche Zug nicht gesehlt, wenn er sich auch bisweisen in sehr derber Weise geäußert hat. Gerade seine Briefe sind damit reichlich geswürzt und erhalten so ihren besonderen Reiz.

Alles in allem genommen ist Keller doch auch als Mensch und im täglichen Leben nicht nur eine interessante, originelle Bersönlichkeit gewesen, sondern ein Mann, der im literarischen wie im politischen Leben ehrlich Stellung nahm, einen Einfluß ausübte und sich mit all seinen Stärken und Schwächen in der Umwelt, in die er hineinsgeboren war, kraftvoll behauptete und sich ihr widmete: ein Kind seiner kulturfrohen Zeit, aber auch ein geistiger Führer und in seiner unentwegten Chrlichkeit ein Vorbild.

Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein, Gebt mir schon so lange holden Schein, Lasset freundlich Bild um Bild herein: Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Liber zu, Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh: Tastend streift sie ab die Wanderschuh', Legt sich auch in ihre sinstre Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn, Wie zwei Sternlein innerlich zu fehn, Bis sie schwanken und dann auch vergehn, Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld, Nur dem finkenden Geftirn gefellt; Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Bon dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Die große Sprengung am Schoriederberg.

(11. Juni 1919.)

Bon Bergingenieur Q. Rofenthal, Bafel.

Etwa 5 Kilometer westlich der Station Alpnach-Dorf, am rechten Gehänge des Schlierenbachtales befindet sich ein Steinbruch, der ein ganz vorzügliches Material für Pflasterssteine liesert. Es ist außerordentlich hart und besteht im wesentlichen aus quarzigen Bestandteilen — 86 %, die durch ein kalkiges Bindemittel fest verkittet sind. Unter den Füßen klirren die Steinscherben wie Porzellan, wenn man darüber hinschreitet. Dazu hat der Stein die höchst schäßenswerte Eigenschaft, daß er selbst bei stärkster Abnützung rauh bleibt, im Gegensat zu Basalt zum Beispiel, der sehr bald glatt wird, so daß die Suseisen der Pferde kaum Halt mehr darauf finden.

Um nun eine größere Masse bieses Materials auf einmal zu gewinnen, hat man in die Felswand des Steinbruchs einen Stollen von 20 Metern Länge getrieben und sein hinteres Ende, das eine kesselartige Vertiefung ausweist, mit 5000 Kilogramm Schwarzpulver und Aldorfit, welches die schweizerische Sprengstoff-Fabrik Ebi & Co. in Dotikon lieserte, angefüllt. Die Rosten dieser gewaltigen Ladung allein besaufen sich auf 18,000 Fr. Um das großartige Schauspiel dieser Riesensprengung im Vilde festzuhalten, begab sich der Chef der Filmsabrik "Cos" in Vasel selbst in Vegleitung eines seiner Operateure an Ort und Stelle. Da die Absprengung eines ganzen Stück Verges nicht zu den alltäglichen Ereignissen gehört, hatte ich mich ihnen ansgeschlossen.

Schon der Aufstieg unten von der Endstation der Drahtseilbahn aus bot viel des Interessanten. Der etwas holperige Fußweg führt über das tief eingerissene Tal des Schlierens baches, dessen Wasser unzählige Blöde, Trümmer und Schutt herabgewälzt hat. Eine förmliche Blodwildnis. Einzelne besonders große Exemplare bestanden merkwürdigerweise aus Granit, stammten also aus den Zentralalpen und gürften in der Eiszeit durch die damaligen weitgehenden Bergletscherungen bis hierher geschoben worden sein.

Ueber 500 Meter steigt man dann durch Geklipp und Geklüft empor, das mit seinen Moospolstern und von schlangenartigem Wurzelgeflecht des finstern Tanns umklammert einen phantastischen Anblick gewährt.